

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Jakob, Frey [Fortsetzung]
Autor: Fierz, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

jahrs- und Berchtoldstage einen gewaltigen Eisgang der Sihl, im Volksmund „Eischarrete“ genannt.

In der kalten Jahreszeit führt die Sihl verhältnismäßig wenig Wasser, das zudem größtenteils in den Wasserwerkkanälen talabwärts fließt. Unter solchen Umständen ist die Tiefe und die Geschwindigkeit des in der Sihl sich vorfindenden Wassers nicht so groß, um die Eisbildung verhindern zu können, sodaß sich mit der Zeit das Flußbett immer mehr vereist. Tritt nun plötzlich Tauwetter ein, so wächst das Wasser des Flusses infolge der Schneeschmelze an; das im Flußbett befindliche Eis, das durch die Wärme ebenfalls zum Schmelzen kommt, wird durch das Wasser losgelöst und fortgeführt, auf dem Wege wiederum weitere Eismassen mit sich nehmend. Gerät nun ein solcher Eisgang ins Stocken, so stauen sich die nachfolgenden Eismassen immer mehr auf, das Flußbett auf große Strecken ausfüllend; die Eisblöcke werden durch das Wasser und das nachfolgende Eis immer mehr ineinandergeschoben, ja sogar aus dem Flußbett herausgetrieben.

Ein solch starker Eisstau kann nun unter Umständen gefährlich werden, da er dem Wasser, namentlich wenn eigentliches Hochwasser eintreten sollte, den Durchfluß größtenteils versperrt, sodaß das Wasser über die Ufer tritt und das umliegende Gelände überschwemmt. Um einer zu befürchtenden Katastrophe soviel als möglich vorzubeugen, ist darnach zu trachten, durch Lösen der Eismassen dem Wasser genügenden Abfluß zu verschaffen und dadurch das Eis durch das Wasser selbst abführen zu lassen.

Der kürzliche Eisgang der Sihl vom 1. und 2. Januar soll zwischen Hütten und Schindellegi begonnen haben. Unterhalb der neuen Utohrücke in Zürich kam er ins Stocken und füllte nun das Sihlbett auf eine Länge von über zwei Kilometer (bis oberhalb der Höckerbrücke) fast vollständig aus. Die Höhe der aufgeschichteten Eisblöcke mag stellenweise vier Meter erreicht haben.

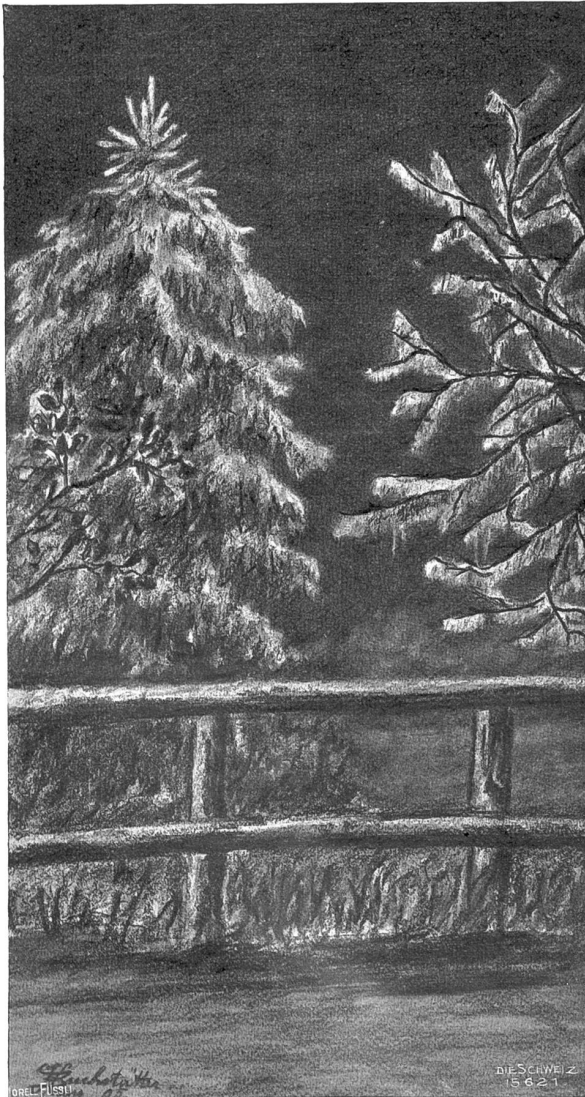
Glücklicherweise kommen so mächtige Eisanhäufungen nur selten vor.

Rudolf Sigg, Zürich.

Jakob Frey.

(Fortsetzung).

Oftmals hat der Dichter einen stillen Augenblick, ein seltsames Genügen in seiner Flur sehnd wahrgenommen, mit zwei Worten zum Bilde gestaltet: „Und leise Lüfte spielten



Reifstudie. Nach Zeichnung von Hans Buchstätter, Zürich.

Nachdruck verboten.

mit den glänzenden Blättern, ohne Zweig und Krone in Bewegung zu setzen“. Der Zusammenhang zwischen Himmel und Erde unterbricht sich in seiner Landschaft nicht: „Die äußersten Spitzen der Mondichel waren gerade hinter dem gegenüberstehenden Waldsaume niedergetaucht, dem bläulich dämmernden Sternenscheine die Hut der stillen Gegend überlassend“.

Die Natur repräsentiert in den Dichtungen Freys das bleibende Glück. Und so sehen wir dort der Tragik des Lebens seine Schönheit innig fühlbar beigeordnet und beide sich in ihren Wirkungen erhöhen.

Im übrigen sind die Dorfgeschichten Freys zu wahr, um nicht fast durchweg traurig zu sein, zumal der Dichter in schwere Notzeiten geht und überdies die zum Unglück Prädestinierten aufsucht, also viel weniger die Ausübenden als die Opfer jener Fehler und Irrtümer, gegen die seine Schriften ein so energischer und unermüdlicher Kampf sind. Wie unheilvoll Aberglaube, Unwissenheit, religiöse und politische Unduldsamkeit in den Lebenskreisen seiner Helden walten, ist bekannt. Mit den Schuldigen die Unschuldigen treffend, suchen ihre Folgen der Väter Missetat heim an den Kindern. Die Schriften Freys vermitteln uns denn auch — schlichter und treuer mag es nie geschehen sein — die Klage der schweizerischen Jugend aus der Zeit, die wir die „gute alte“ nennen. Gewiß, ihre Helden sind uns verwandt. Sie sehen uns so beweglich an: D lerne fühlen, welchen Stamms du bist! Aber inniger berührt uns ihre vornehme Art, ihre wehrlose, weltfremde Güte. „Opfertod“ betitelt sich eine der ergreifenden Dorfgeschichten Freys. Opfertod erleiden so oft die dem Dichter offenbar liebsten, seine schönsten Gestalten; denn die Bücher Freys sind Bücher der Treue. Nicht minder stolz und zartfühlend als wir, ihre Entel, ohne die Hilfsquellen unserer Bildung und Aufklärung, an geduldiger Herzenseinfalt reicher, sind jene Menschen tausend Nöten anheimgegeben und nicht selten gewachsen. Unschuldigen Herzens Wissensnot zu leiden, über dem Gatten den Bruder, über dem Glauben das Glück zu verlieren, ist ihr Teil; denn so haben ja die Zeiten des Sonderbunds, der Freischarenzüge am Frieden des Schweizerhauses gekündigt.

In letzter Linie freilich, und das ist wohl das schönste Zeugnis für den in der Dichtung Freys wirkenden Idealismus, möchten wir sie beneiden, und unsere edelste Sehnsucht spricht ihnen das letzte Recht und den wahren Rang zu.

Ihre Heimstätten sind uns ein Wanderziel des Herzens. Und noch einmal: Wie innig sieht der Dichter ihre braunen Giebel und läßt er sie, die vor dem Wetterstrahl nicht eine Stunde sicher sind, von seinen heimattreuen Helden gesehen werden! „Auch seitwärts vom Dorfe leuchtete dieser Widerschein aus der Fensterreihe eines stattlichen Bauernhauses, um das an der windgekösteten Halde bereits ein lichter Grün zu keimen begann. Der Wachtmeister blickte lange unverwandt nach diesem Hause hinüber, und es kam ihm vor, er habe noch nie den Rauch so zierlich über einer Firne aufsteigen sehen, er habe noch nirgends so freundliche braune Holzwände bemerkt. Er hielt langsam die Hand ans Ohr, da er meinte, das Rauschen des Brunnens zu hören, der neben dem Hause im Schutze eines

großen Nußbaumes lag. Nein, es war das Rauschen eines Luftzuges, der über die Wipfel eines nahen Tannenwaldes dahinging; aber drüben sah er ein Mädchen aus der Haustüre dem Brunnen zugehen und ein blankes Gefäß unter die sprudelnde Röhre stellen.“

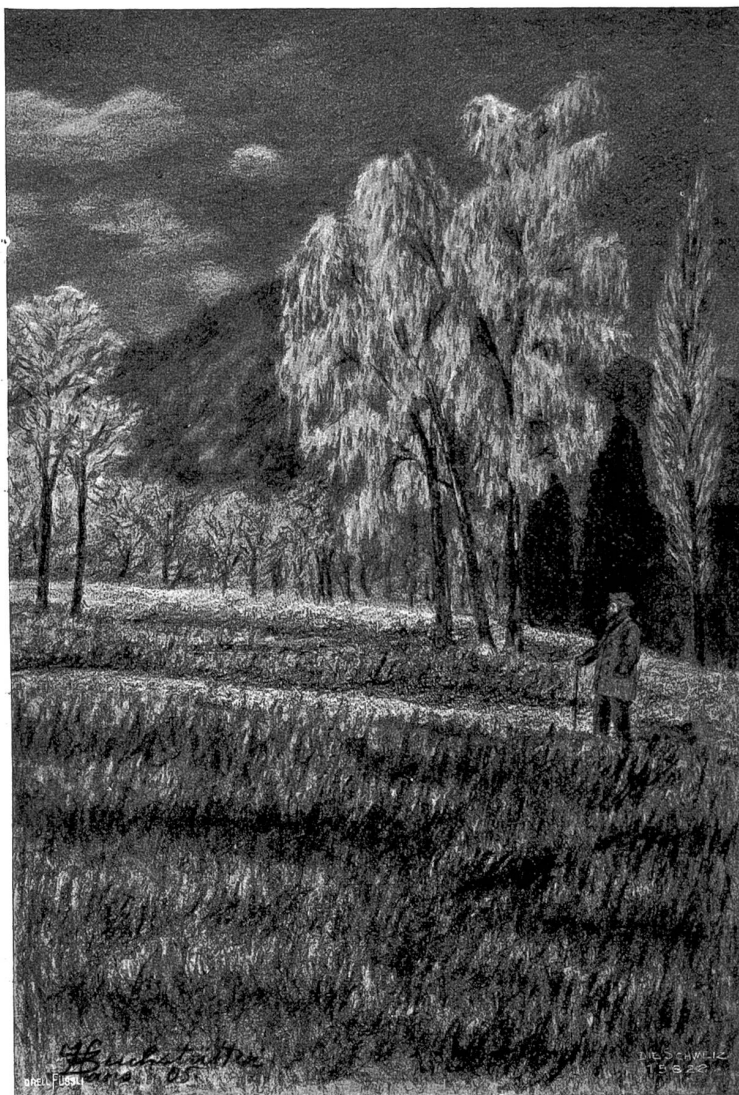
Frey individualisiert nicht stark; weit weniger begabte Schriftsteller tun dies heute in höherem Maße. Aber sicherlich leben seine Helden für uns, gewinnen also unsern Anteil. Hier und da zeichnet er weniger einen Schweizer als den Schweizer. Aber mit welcher Liebe und Kenntnis faßt er den Typus, stilisiert er ihn fein und lieblich, daß unser Auge und Herz sich laben! Wie bei Richter aus jedem rebenumrankten Fenster noch einmal völlig unverfälscht Menichen von Tharau sieht, so zieren hier unsere altvertrauten Menicheln und Breneli im Sammettschöplli und mit den gelben Zöpfen unterm Florhäubchen Feldweg und Garten und warten den betauten Rosenflor, dem sie selber gleichen.

Bemerkenswert ist aber, wie sorgfältig Frey es motiviert, wo seine Helden den sittlichen Halt verlieren. Ursprünglich voll treuherzigen Willens werden sie erst durch die Not der Armut und fänsbesondere durch deren Freudlosigkeit verhärtet und verwirrt. In dieser Beziehung tragischere Wirkungen weist unsere Literatur nicht auf.

Eine Freysche Idealgestalt ist nun Jörg im „Diebsbann“. Ueberhaupt könnte jene Novelle, die mit ihrer Waldstille eine tiefe Tragik so milde überschweigt, sehr wohl von Otto Ludwig geschrieben sein. Sie ist künstlerisch bis zur höchsten Einfachheit geläutert und eine echteste Kundgebung schweizerischen Gemüths. Wer überschreibe heute ein Kapitel „Arm und Lieb“? Hier charakterisiert das Wort die ganze Stimmung und Erzählung; das so bezeichnete Kapitel aber ist vollkommen eins mit dem sonnenwarmen Dufte eines Sonntags in der Heimat. Daß dessen Glockengeläute ein liebliches Jugendglück eben ausläutet, ist noch speziell Freyscher Provenienz. Die Erzählung „Der Diebsbann“ zeigt überaus liebliche Farben, wobei die Schönheit, die ihre Güte und Unschuld den jungen Helden gibt, durch den zu ihnen gehörenden warmen Herdfeuerschein, das Maienblut am Fenster und das Glitzern des Mühlbachs nur komplettiert wird, gewissermaßen von sich aus durch das Waldesdämmer und die alte graue Mühle leuchtet. Wenn man von einer ethischen Plastik reden dürfte, so könnte man der Gestalt Jörgs eine solche zusprechen.

Der „Diebsbann“ ist vielleicht das für Frey bezeichnendste Werk und sicherlich eine Perle der Volksliteratur. Noch abgesehen von der warnenden Tendenz weist er stofflich alles dazu auf. Es fehlt nicht das Liebesbündnis zwischen der schönen reichen Müllerstochter und dem armen Knecht. Hinter'm Walde wartet die zitternde Armut in Gestalt von Jörgs Mutter, um den Todwunden schließlich zu bergen und zu betten! Ueber der nächtlichen Beschwörung grollt das Gewitter. Regenstürme jagen das junge Ameile auf seinem Weg zum sterbenden Geliebten. Doch ist dies alles jedes äußern Effektes bar, vollzieht sich wie Leben und Verhängnis selbst, redet wie das Gewissen, schweigt wie der herbe Stolz unseres Volkes selber. Und es findet lediglich das Zueinandertreiben von Natur und Begebnis statt, das in der wahren Poesie selbstverständlich und ihr Merkmal ist.

Wie oft gibt das begleitende Naturbild dem Vorgang hier schwermüthige Bedeutung: „Sie kamen und gingen wie die hohen Vogelzüge, die über dem Harde heraufschwammen, eine kurze Weile über dem Niede schwebten und dann wieder hinter dem Tannenwalde hinabtauchten.“ Und wiederum entlockt es den Jahreszeiten ihre letzte Melodie und Seele, daß Frühling, Sommer und Herbst hier, im tiefsten blühenden Tal die traurige Geschichte einer Liebe endgültig begrenzen und umfassen.



Landschaft im Raubreif. Nach Zeichnung von Hans Buchstätter, Zürich.

Nur „Der Alpenwald“ macht dieser Erzählung Freys den Rang streitig. Eine leichte Fremdheit, die vom Wechsel der Szenerie herrührt, dehnt sich nicht auf die Gemüthsweite der Novelle aus. Dabei sind der Duft der Bergmatte und der Wettererschein der Blüten schön genug geschildert und wiedergegeben.

Die beiden Erzählungen tragen jedoch genau die durch ihre Schauplätze bedingten Unterschiede. Es ist bekannt, daß Lyrik im engern und weitem Sinne im Tiefland gedeiht. Man denke an Deutschland! Die weiten Horizonte und der Umstand, daß ein Urbegriff von Schönheit dort nur mit fernen Silberlinien leuchtet, mögen das mitbringen. Und dann ist ja auch viel eher ein gewisses Maß als Fülle der Entfaltung der Gemüthskräfte förderlich. Wir haben da auch in der Schweiz interessante Beispiele. „Augen, meine lieben Fensterlein“ oder „Unter Sternen“ könnten sehr wohl im Goetheschen Busch und Tal oder in Cleverjulbach geschrieben worden sein, während die schönsten und mit Recht berühmten Gedichte Meyers in den Bergen spielen. Und niemand wird im Zweifel darüber sein, welcher von den beiden Dichtern der Lyriker ist.

Frey folgt mit seinem Alpenwald dem feinsten ethischen und ästhetischen Stilgefühl. Man möchte diese Bergnovelle auch episch nennen als die vorgenannte dämmerblaue Waldgeschichte. Es ist, als läge das schöne Gefühl hier in allererster Linie in der (reichbewegten) Handlung. Und wie energisch schreitet diese! Wie scharf und sicher umrissen sind die Gestalten, alles gemäß dem klaren

Schneelicht und Grünen, das die starken Schlagschatten heben! Wie kraftvoll und innig die Helden fühlen, ist ebenso wiedergegeben. Die Charakterzeichnung ist im Alpenwald meisterlich. Das gute Ende, das von vornherein gewährleistet scheint, trifft ein. Die Seele Christens entwölft sich wie der Firn. Frey hat wohl kaum eine Lehre, deren zu seiner Zeit das Volk bedurfte, unausgesprochen gelassen. Im Alpenwald wendet er sich gegen die Verjüngung, die die Habucht am schirmenden Wald begehrt. Dabei hebt seine persönliche Liebe diesen mit schlanken Stämmen in die reinsten Lüfte, bevölkert ihn mit zierlichem Geflügel und gibt ihm mit der Idealgestalt des Gensfenpapp den Hüter und Verteidiger.

Ein überaus klares Gebilde ist unter den Schöpfungen Freys „Die Tochter vom Oberbühl“. Man möchte diese Erzählung die dritte unter seinen Meisternovellen nennen. Doch wiese seine Dichtung und insbesondere die von Adolf Frey besorgte feine Auslese *) noch manche solcher dritten auf. Da wäre vor allem „Im Lande der Freiheit“, das liebliche, von wohlthuender Toleranz erfüllte „Zweierlei Urkunden“. (Wie die eine der letztern uns Mut und Klage der Reformationszeit in deren eigener treuherziger Sprache nähert, was für ein Augenpaar da über die Jahrhunderte hinweg unsern anteilsvollen Blick sucht, spüren wir an unserem tiefsten geschichtlichen und menschlichen Gefühl). Da wären anzuführen „Der arme Schwingerkönig“ und das hochpoetische „Der Verbrecher in Gedanken“. Ost auch ist man zu urteilen geneigt, daß Frey seine kurzen Stücke wie „Kinderlegen“, „Die Dorste“ nicht übertroffen habe. Sie sind der absolut schweizerische Ausdruck äußerster Menschenliebe. Bei aller Schlichtheit kräftig und plastisch gestaltet, stellen sie die Träger dunkler Gescheide auf wahrhaft strahlende Gründe. Auch bemerkte man, wie dort das Pathos einfacher Herzen auf Reu und Leid reagiert!

Es kann nicht übersehen werden, welche liebliche Rolle die Kinder in der schweizerischen Dichtung spielen. Auch Frey wendet ihnen sein ganzes Gemüt zu. Sie wohnen bei ihm noch und nicht nur der Zeit nach im Richterischen Kinderparadiese. Andererseits aber haben sie, nachdenkliche und so sanftmütige kleine Dulder, an der Unzulänglichkeit des Lebens bereits mitzutragen. Dies erleichtert ihnen wiederum eine gläubige, liebevoll erfinderiische Phantasie und nahe Vertrautheit mit der Natur. Man betrachte „Stöfele“ in der „grauen Dohle“ oder „Klein Gottfried“ in dem gleichnamigen Idyll. Von dem letztern wünscht man unwillkürlich, daß es niemals möchte in profane Hände geraten.

„Klein Gottfried“ zeigt uns das Sterben von Kindern in seiner doppelten Spiegelung im Gemüte der Mutter und in der träumerisch poetischen Auffassung und ängstlich erschrockenen Verwunderung der Mitkinder, im Freyschen Sinne guter kleiner Gespänlein. Das rückt die kleine Erzählung in eine gewisse

*) Gesammelte Erzählungen von Jakob Frey. Aarau, Sauerländer, 1897.

Entfernung von der profanen Welt und gibt ihr neben einer süßen Glut der Empfindung eine zarte Realistik, Traumbelle. Ganz alltägliche Vorgänge gewinnen eine Art vornehmer Fremdheit — das macht wohl das alles äußern Schmuckes entleerte reine Gefühl — und klingen uns doch noch wie aus irgend einer niebergefallenen volkstümlichen Herzensheimat und Vergangenheit entgegen. Aus fernen Kindertagen, wo uns auch die Mutter wie dem Jakobli ein goldenes Rüteli und ein silbernes Nienewägeli versprach!

Es erfreut und rührt zugleich, Freys Ideal ländlichen Glückes zu sehen. Ein ungemein warmer Duft und Schein beglänzt dessen seltene Schauplätze. So begegnen wir der „Tochter vom Oberbühl“ im schönsten Tal und Sommerland. Zwar ist ja auch diese Novelle sozialpädagogisch. Ihre jungen Helden müssen also das Erbe väterlicher Schuld antreten und seine Last an Fehl und Irrtum tragen. Doch scheinen sie, unbeschwert vom Druck der Armut, gesund und gut, von vornherein gewappnet und gerüstet, zu einem schließlichen Glück durchzudringen. Frey wendet sich in dieser Erzählung gegen das Zwielf auf dem Gebiete des Behrweffens, wobei aber sein waffenfreudiges Herz deutlich genug spricht. Der Dichter zeigt nur das Unheil, das entsteht, wo die Ausübung der Militärpflicht für Braberei, Verschwendungsucht und oberflächliches Wesen zum Freiland wird. Das gibt ihm, dem feinen Kenner des Volkes, Gelegenheit zu lebensvollen Schilderungen, wobei er gerne bei der jenen unseligen Eigenschaften sich gegenüberstellenden Güte und Großmut verweilt (Vater Rudolf), überhaupt den idyllischen Gehalt unseres Volkslebens völlig erschöpft.

Nur wie ein bleicher Stern winkt das Glück in der Erzählung „Im Lande der Freiheit“. Wir müßten es aber nicht mit einem Werke Freys zu tun haben, wenn sein Bild oder Traumbild sich nicht gerade dort am schönsten zeigte, sich spiegelnd in den Hoffnungen und Schmerzen schuldbloser, von Anbeginn harter Jugend! So knüpft sich, der Art des Dichters gemäß, der stärkste Eindruck, den das im übrigen mit voller Trostlosigkeit geschaffene Schicksalsbild hinterläßt, an fast unerlöschliche gute Kräfte der Volksseele. Daß sie unterliegen, macht das Tragische der Novelle aus; daß religiöse und politische Unfreiheit die zerstörenden Mächte sind, gibt ihr den mit Bitterkeit gemeinten Titel. Freilich mischen sich eben schlimme Leidenschaften, Herrschucht und Härte in allgemeinen ein und verbinden sich mit dem Fluche der Armut. Man könnte hieraus auf ein Uebergewicht von Handlung schließen. Einige tragische Zufälle verhelfen ihr auch scheinbar dazu. Im Dienste seiner Tendenzen ist Frey tatsächlich scharf ins Zeug gegangen.

Dennoch verlieren wir das hier zwar peinigende Gefühl nicht, vollen Lebensmöglichkeiten gegenüberzustehen. Und weit entfernt von jedem krassen Effekte hat die Erzählung im Gegenteil ein ergreifend stilles und diskretes Gepräge.

(Schluß folgt).

Kunst fürs Volk.

Ein Herbststurm in den Walliserbergen: an steilem Hange steht eines der charakteristischen Walliserhäuschen, steht auf trockigen Füßen da wie ein schwarzer Wächterhund, dem der Sturm die struppigen Haare zauft. Ein saufender Wind fährt durch herbstlichgelbes Laub und trägt die letzten goldenen Blätter mit sich zu Tal. Zwei Raubvögel wiegen sich taumelnd in jagenden Lüften, gelbfahles Licht dringt zwischen weißen Wolken hervor, und aus der Tiefe leuchtet es golden vom herbstlichen Entfärben.

Das erzählt uns in kräftigen Linien und Farbentönen das Bild von François Gos, das wir heute in kleiner Reproduktion bringen. Es ist einer von drei Steindrucken, die der junge welsche Künstler, der Sohn des bekannten Malers Gos, in der Kunstanstalt Säuberlin & Pfeiffer in Bedyh hat erscheinen lassen. Auch die beiden andern Kunstblätter enthalten Motive aus dem Wallis. Ein schwarzes Kreuzifix, das sich vom glutüberfleckten Abendhimmel magisch abhebt, zeigt uns das eine, während das andere eine ungemein lichte Winterlandschaft wiedergibt, ein feineres weißes Bergfirnslein unter kalblauem Winterhimmel und ringsumher Schnee in stiller, weicher Fülle; ein altes Weiblein, das mühsam den Weg zur Bergkapelle

emportastet, bringt mit seinem brennend roten Kopftuch den Akzent in das von strahlender Helle durchwobene Bild. Alle drei Steindrucke sind in raschen, eindrucksvollen Linien gezeichnet, mit stark charakterisierender Wiedergabe der Natur gegebene Stimmungsbilder, und da sie als solche zugleich suggestiv und dekorativ wirken, so eignen sie sich vorzüglich zum Zimmerschmuck, und zum Zimmerschmuck hat auch François Gos seine Bilder bestimmt. Sein Wunsch ist, mit diesen einfachen Kunststeindrucken, die den Anfang einer größern Serie bilden sollen, ins Volk zu dringen und dort jene geschmacklosen Helgen zu verdrängen, die noch überall in den Häusern der einfachen Leute als Wandschmuck dienen. Mit seinen billigsten Steindrucken will also der junge Künstler ein Wirksames leisten in unsern modernen Bestrebungen zur Popularisierung der Kunst und des Schönen. Wie sehr nun aber auch zu wünschen wäre, daß diese schweizerischen, in ihrer Einfachheit wirkungsvollen Bilder im Volk Aufnahme fänden, ein gut Stück Zeit und Arbeit wird es wohl noch kosten, bis es einer derartigen herben und einfachen Kunst gelingt, die farbenschreienden Bilder gekrönter Häupter, lächelnder Schutzengel, schöner Damen, tränenreicher Madonnen mit dolchdurchbohrten Herzen — und was noch